

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 274.

Dienstag den 24. November 1903

Aus aller Welt.

Mrs. Booth-Tucker, Hauptführerin der Heilsarmee, die Tochter des bekannten Heilsarmee-Generals Booth, ist vor einigen Tagen den schweren Verletzungen erlegen, die sie bei einem Eisenbahnunfall in den Vereinigten Staaten erlitten hat. Das Begräbnis der noch jugendlichen Vorkämpferin der Heilsarmee-Sache gestaltete sich zu einer großartigen Ovation, zu der



die Mitglieder der Armee aus vielen Orten Amerikas herbeigezogen waren. Der große General Booth selbst wird von diesem Verlust am Spätabend seines Lebens besonders hart getroffen: gerade diese Tochter war sein Lieblingskind, weil sie ihrer verstorbenen Mutter in geistiger Beziehung außerordentlich ähnlich war.

Ein verlorener Sohn. Wie aus Eisleben gemeldet wird, gab der 17jährige Realgymnasiast Schneider im Jahrgang auf seinen Vater, einen Hotelbesitzer, mehrere Schüsse ab und verletzte ihn schwer am Unterleib. Der ungerathene Sohn flüchtete, wurde aber ergriffen und verhaftet.

Emil Dourgnac ist, wie aus Paris gemeldet wird, im Gefängnis schwer erkrankt. Die Behörden verweigern die Entlassung, obwohl die Ärzte für sein Leben fürchten.

35 Arbeiter verbrannt! Aus Newport, 21. November wird gemeldet: Letzte Nacht kamen bei einem Brande eines großen Arbeiterwohnhauses der Pennsylvania-Bahn in Billy 32 bei den Gleisbauten beschäftigte italienische Arbeiter ums Leben und dreißig erlitten Brandwunden. Der Schuppen, in dem 125 Arbeiter Unterkunft hatten, belag nur einen einzigen Ausgang. Er war in wenigen Minuten ein Haub der Flammen.

Explosion. Man meldet uns aus Newport, 22. November: In der Steinkohlengrube in Connellville (Pennsylvania) ereignete sich am Samstag Abend eine Explosion, wobei es 15 Tode und 4 Verletzte gab.

Standesamt Bleibich.

Geboren: Am 8. November dem Fuhrmann Franz Breit e. S. — 12. dem Schmiedemeister Philipp Jakob Reichhöfer e. S. — 13. dem Fabrikarbeiter Johann Wilhelm Hallerbach e. S. — 13. dem Tagelöhner Karl Widel, Schierstein, e. S. — 15. dem Schreiner Heinrich Buchs e. S. — 16. ein unehel. Sohn. — 17. dem Kaufmann Georg Adolf Krupp e. S. — 17. dem Tagelöhner Johann Wilhelm Schmidt e. S.

Aufgehoben: Der Tagelöhner Julius Johann August Hauch und Elisabeth Demeier, beide hier. — Der Oberamtmann Theodor Karl Hebel in Charlottenburg und Luise Berthe Schmidtborn hier. — Der Fabrikarbeiter Christian Schöpfel und das Monatsmädchen Johanna Spahn, beide hier. — Der Techniker Alexander Wilhelm Johann Piesch hier und Sophie Friederike Elise Buchholz zu Berlin. — Der Maurer Moritz Voss und das Dienstmädchen Elisabeth Voss, beide zu Gasselbach. — Der Fabrikarbeiter Johann Kasper und die Witwe Anna Marie Gertrude Kreidel geb. Heinschel, beide hier.

Verheiratet: Am 14. November: der Verwalter Otto Gottlieb Heinrich Richard Hiel und Frieda Roth, beide hier. — 14. der Arbeiter Johann Meurer und Katharine Emilie Gruber hier. — 15. der Tagelöhner Rostart Runt hier und die Witwe Treber Anna Marie geb. Braun zu Kastel. — 17. der Fabrikant August Horn zu Wiesbaden und Margarethe Knorr hier.

Gestorben: Am 14. November eine männliche Todgeburt. — 15. Christina Luise Stoll, 25 Jahre alt. — 16. Anna Elise Geyer, 9 Jahre alt. — 16. Johann Mathias Eduard Hallerbach, 3 Tage alt. — 18. der Leizer Adam Hopf, 35 Jahre alt. — 19. Johann Jakob Schütz, 1 Jahr alt. — 20. Philippine Wilhelmine Bachmann, 6 Jahre alt.

Kinder-Wäsche-Ausstattungen.



Zur Stärkung und Kräftigung blutarmen, schwächerer Personen, besonders Kinder, empfehle ich wieder eine Kur mit meinem **Lahusen's Leberthran.**

Admiral als der beste und wirksamste Leberthran anerkannt. Kein Geheimmittel. Reiner Leberthran ohne Zusatz, nach besonderer Methode hergestellt, gereinigt und geklärt. An Geschmack köstlich und milde und von Groß und Klein ohne Widerwillen genommen und leicht vertragen. Preis M. 2.50. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt, daher achte man beim Einkauf auf die Firma des Fabrikanten Apotheker Lahusen in Bremen. Zu haben in allen Apotheken von Wiesbaden, Nieblich 12. Hauptniederlage in Wiesbaden: Lannus-Apotheke von Dr. Jo. Mayer, Löwen-Apotheke, Langgasse 37, Viktoria-Apotheke, Rheinstrasse 41, Hof-Apotheke, Langgasse 15, Kronen-Apotheke, Griesstraße 9, Theresien-Apotheke, Emserstr. 24 u. Wilhelm-Apotheke, Luisenstr. 2. 840

Das Immobilien-Geschäft von J. Chr. Glücklich

Willhelmstrasse 50, Wiesbaden, empfiehlt sich im An- und Verkauf von Häusern und Villen sowie zur Miete und Vermietung von Ladenlokalen, Herrschaftswohnungen unter cool. Bedingungen. — Alleinige Haupt-Agentur des „Nord. Lloyd“, Billets zu Originalpreisen, jede Auskunft gratis. — Kunst- und Antikenhandlung. — Telefon 2385.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 900

Färberei und chemische Reinigungsanstalt

Leonhard Grosch,

Wiesbaden, Fabrik Sedanplatz 5,

Zustaten: Friedrichstraße 21 bei Ed. Seel Wtw., 28 Malbacherstraße 47 bei F. E. H. botter, Pöhlmannstraße, und Platterstraße 76, empfiehlt sich zum Reinigen und Färben von Herren- und Damen-Garderoben, Möbel- u. Dekorationsstoffen, Gardinen, Säulern, Teppichen u. Fellen jeder Art u. Größe. Ausdampfen aller Sachen sowie Pressen von Sammt und Plüsch. Defatieranstalt. Trauerfächer in 24 Stunden. Schnellste Bedienung. — Mäßige Preise.

Sunlight Seife

Ein Urteil aus der Praxis!
Frau Professor Dr. St. in B.
schreibt:

„Ich hatte schon vielerlei Seifen im Gebrauch, aber so blendend weisse Wäsche wie mit Sunlight Seife habe ich noch nie erzielt.“

Nationalliberaler Wahlverein.

Das erfreuliche Zusammengehen der sämtlichen bürgerlichen Parteien bei den bevorstehenden **Stadtverordneten-Wahlen** darf uns nicht in Sicherheit wiegen und in den Glauben versetzen, daß damit die Wahl der vorgeschlagenen Herren gesichert sei.

Wir bitten unsere Parteifreunde deshalb **dringend, vollzählig zur Wahl zu erscheinen und die vorgeschlagenen Herren zu wählen.**

Gerade weil es gilt Männer der verschiedenen Parteirichtungen und Lebensstellungen zu wählen, ist jede **Abweichung von der vorgeschlagenen Liste zu vermeiden** und sind ausschließlich die darin genannten gemeinschaftlichen Kandidaten zu wählen.

Der Vorstand.

Am der Liebe willen.

Skizze von Käthe Stehr.

(Nachdruck verboten.)

„Und wenn ich, alle Kränkungen der letzten Zeit vergessend, zu dir spräche: „Regina, befinne dich auf dich selbst, sag' nicht nein, ehe du nochmals prüfst, ob dein Herz oder dein Trost dir diese Entscheidung zudiktirt; würdest du auch dann noch auf deiner Weigerung beharren?“ Selbstsam, tonlos und langsam kamen die Worte aus dem Munde des ersten Mannes, der seinen Blick auf die zierliche Mädchen-gestalt in dem hellen Sommerkleide herabjaß. Trost aller Beherrschung konnte man sehen, daß er die kommende Antwort in brennender Ungeduld herbeisehnte. Das Gesicht des schönen Mädchens, zu dem er gesprochen hatte, blieb starr und kalt, und die Antwort, die sie jetzt ruhig gab, zeugte von fester Entschlossenheit.

„Nenne es, wie du willst, Andreas,“ sagte sie langsam, „jedenfalls ist's mein unabänderlicher Entschluß, und du hast zu wählen zwischen mir und . . . deiner Mutter . . . ich will kein Leben zu dreien, dich will ich — ganz allein, und das habe ich dir auch damals gesagt, als ich dir mein Ja-wort gab. — Ich bin eben anders erzogen — als du, und ich kann nicht das, was in mir groß wurde, um einer alten Frau willen — herabreißen.“

Der bebende Mann trat dicht an ihre Seite. „Regina,“ sagte er ganz leise, „die einfache Frau ist meine Mutter — weißt du, was das heißt? Wohl kaum, da du die deine nicht kanntest. Ein Herz, das nur für mich schlug, ein Mund, der hungerte — damit ich — ihr Einziger — studieren konnte. Und jetzt soll ich sagen, Mutter, sie, die deine Tochter werden soll, schämt sich deiner; Regina, fühlst du's nicht, daß das Mord ist?“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Vielleicht,“ sagte sie sinnend, „und das, was in mir durch ein Zusammen-leben mit täglichen Vergnügen und dem allmählichen Er-lösen der gesellschaftlichen Form und Sitte verloren gehen würde, meinst du nicht, daß man es ebenso nennen könnte?“

„Deine Mutter ist sicher herzensgut, aber sie ist eine schlichte Bauernfrau, und Andreas, zum letztenmal sag' ich es dir — sie oder ich. — Nimm von meinem Geld so viel du magst — schaff' ihr Wohlgefallen, nur laß uns allein sein.“

Doktor Andreas Gusschmidt atmete tief und schwer, ehe er antwortete. „Gut — so sei es denn, ich wähle sie, wenn du dich ihrer Schlichtheit schämst, so schäme ich mich heute deiner und auch meines Gefühls für dich, das vergeudet wurde an eine, der die Seele fehlt!“ In dem geistvollen Männergesicht suchte und arbeitete es wie im Kampf, und er wandte sich langsam zur Tür. „So leb' denn wohl, Andreas,“ sagte Regina von Wellern leise und der goldene Reif von ihrer Hand glitt in die seine, „wer aufgibt, ohne zu kämpfen, verdient nicht, zu besitzen.“

Er ließ den Ring zu Boden fallen. „Man kämpft nur um das Beste!“ sagte er tonlos, „ich auch um die Rettung meiner Kindespflicht und meiner Selbstachtung.“ So schieden sie von einander.

Der breite, goldene Reif lag noch immer am Boden, und die junge Gestalt starrte regungslos dem Scheidenden nach, der, ohne sich umzuschauen, in den dunklen Abend hinaus-ging.

„Ich mußte fest bleiben,“ flüsterte sie in schwerer Selbst-entfaltung, „und er wird schon wiederkommen.“ Aber er kam nicht wieder.

Wie ihm auch das Herz weh tat und die Sehnsucht nach ihr in ihm brannte — er blieb hart! Für ihn war's zu Ende! Seine feste Männlichkeit zog eine Versöhnung nicht in Betracht, er hatte gewählt, wie er wählen mußte und würde sich damit abzufinden lernen. Aber, wenn er meinte, daß der schlichten Frau mit dem guten Gesicht und dem Säubchen auf dem weißen Scheitel sein heimliches Ringen verborgen blies, so irrte er. Sie litt mit ihm, doppelt schwer, weil sie es ihm nicht merken lassen wollte, daß sie um sein Leid wisse, weil sie seinen Kopf nicht wie einst an ihrem Herzen bergen konnte. Wer es ihr gesagt hatte — die tiefen Schatten um die Augen — der Zug der Entlosgung um des Sohnes Mund, und ihr fehlendes Bild auf seinem Schreib-tisch. Eine Weile gingen sie still neben einander her. „Nur nicht daran rühren, so lange es noch sticht und brennt,“ dachte die Alte. Dann aber kam er doch zu ihr, in einer stillen Dämmerstunde, wo das Herz weich und der Mund willig ist. Und der große Junge schüttelte ihr sein Herz aus — leise und vorsichtig, um sie nicht zu kränken. Sie schaute in die Schatten draußen und vergaß, daß sie den dunklen Kopf ihres Einzigen an ihre Brust habe betten wollen, über dem Neuen — Unfassbaren.

„Um mich,“ sagte sie endlich wie im Traum, „um mich ganz allein.“ In ihr Herz zog plötzlich die große, unendliche Müdigkeit, die sich das Alter nennt und die sich heimseht — zum Vater. Und sie faltete die Hände und murmelte etwas Unverständliches, sie tastete nach des Sohnes Haupt und konnte es nicht finden, so dunkel war es vor ihren Augen — gedärbt — gehungert — um ihn — und nun war sie ihm im Wege — nein — nein — nicht ihm — ihr, dem vor-nehmen Mädchen, dem sie auch eine Mutter hatte werden wollen — denn Mutterliebe haben sie alle nötig — reich und arm. In diesen Minuten reifte ein Entschluß in ihr. Sie würde aus der Welt gehen, still und wortlos, eines Morgens würde sie tot sein, und das Mädchen, das ihr Sohn geliebt hatte — wie heiß und unendlich, das wußte niemand so gut wie sie — würde hier einziehen — wenn sie Platz ge-macht hatte. Eigentlich war es selbstverständlich, daß sie ging, wogu war sie auf der Welt. Schaffen und sorgen konnte sie nicht mehr, dazu taugen starke Hände und fröhliche Herzen. Die ihren waren zitterig und ihr Herz seit heute tot. Ihr Junge würde sie freilich in der ersten Zeit vermissen, aber dann kam die junge Liebe mit all ihrer Süßigkeit, und schließ-lich — das Vergessen! Je länger sie darüber nachdachte, und je schmäler und blasser des Sohnes Gesicht wurde, um so zwingender mahnte sie die innere Stimme ans Scheiden. Und eines Tages war sie mit sich im klaren. — Sie nahm einen Vogen zur Hand und begann ihn mit großen, un-gelehrten Buchstaben, wie sie Kinder zu schreiben pflegen, zu füllen; nur daß hier die Worte mit Herzblut geschrieben waren. An die Braut des Sohnes, die sie trotz allem niemals aufgehört hatte, als solche zu betrachten, gingen ihre Ab-schiedszeiten.

„Ich sehe ein, daß ich zu viel in der Welt bin,“ lauteten sie, „und ich gehe. Sie aber müssen zu meinem Sohne kom-men und bei ihm sein, um ihn zu trösten. Und, wenn er zu meinem Grabe gehen will, lassen Sie ihn ruhig, es wird ihm zur Ruhe helfen. Ihnen aber trag ich's nicht nach, daß Sie nichts mit mir zu tun haben wollten — ich segne Sie, trotz allem, weil er Sie lieb hat — und wen er liebt, den lieb' ich auch.“

Regina von Wellern litt schwer! Ihre stolze Seele bäumte sich verzweifelt gegen die warnende Herzensstimme auf — und die Neue begann das Unkraut der Selbstüber-hebung — das fremde, bezahlte Gänge in die junge, elter-

liche Gesichtspflanzten, zu ernten. Anfangs war sie sicher gewesen, daß Andreas zu ihr zurückkommen würde. Als dann aber ein Tag nach dem andern dahinschlief, ohne ihn zu bringen, merkte sie es, „daß es ernst ist!“ Und da rang sie etwas zum Nichte! Die Hochachtung und Bewunderung vor jenem Manne, der sie aufgab, um seine Kindespflicht in Ehren zu halten, und mit ihr die Erkenntnis ihres leeren, nützigen Lebens und die Sehnsucht nach einer alten Hand — die der Mutter gehörte. Und sie hiß in die weißen Rippen ihres Vettes, um nicht aufzuschreien — nun sie ihn verloren hatte, merkte sie erst, was er ihr gewesen. In diese Stim-mung hinein kam der Brief mit den ungelassenen Buchstaben. Wie ein Sturmwind schüttelten die Worte an den schlechten, morschen Zweigen ihres Herzensbaumes. „Du hast sie nicht haben wollen — dich vor ihrem Mund und ihrer Hand ge-scheut — und sie segnet dich — du hast sie ins Herz ge-troffen und sie will gehen. Du hast sie in den Tod getrieben und sie hat keine andere Erwiderung auf das alles, als, wer meinen Sohn liebt, den lieb' ich auch.“

Die stolze Gestalt sinkt plötzlich auf die Kniee.

„Gott, sei barmherzig, laß es nicht zu spät sein — laß mich gut machen, was ich fehlte.“ Und Regina von Wellern reißt den dunkeln Mantel aus dem Spinde und steckt Geld zu sich, dann stürzt sie zum Hause hinaus, zu ihr, zu ihr, schreit es in ihrer Seele. Endlich ist sie da. Sie wirft dem Kutcher, der die schneubeden, schweißbedeckten Pferde kaum noch zu halten imstande ist, ein Geldstück zu und fliegt ins Haus, in dem sie den geliebten Mann und die alte Geldin-weiß — die heute sterben will. Sie achtet nicht die erstaunten Blicke der Leute um sie her, sie reißt die Tür auf, die in sein Arbeitszimmer führt, sprechen tut sie nicht — nur ihre Augen reden eine stumme, verzweifelte Sprache, und die bebenden Hände halten ihm den Brief entgegen.

Und er überfliegt ihn und wird totenblau. Sie stürmen die Treppen hinauf zum Mansardenstübchen, das die alte Mutter bewohnt — Gott sei dank — noch ist's nicht zu spät. Die alte Frau sitzt am Tisch und hat ein Buch vor sich, aus dem sie betet, ihr zur Seite steht ein Fläschchen grünlichen Medikaments, das sie aus ihres Sohnes Gistkasten nahm. Regina sinkt ihr zu Füßen und birgt ihren Kopf in dem Schoß der Mutter, und Andreas zieht sie leise an sein Herz.

„Mutter,“ sagte er unter heißen Tränen, „du wolltest sterben . . . für uns?“ Sie will sprechen, aber sie vermag es nicht, sie will die junge Gestalt vom Boden zu sich empor-ziehen, aber der Sacred hat sie kraftlos gemacht. Endlich findet sie Worte. „Ich habe ja nicht gewußt, daß Sie kom-men würden,“ sagte sie leise, fast schluchzend, „sonst . . .“

Da hebt Regina von Wellern den Kopf. „Du — du — Wette — Edelste, verzeih mir!“

Und die alte Frau nimmt ihre jungen, weichen Hände und legt sie wortlos in die des Sohnes. „Daß mich der Herr-gott dies noch erleben ließ,“ flüsterte sie wie ein Hauch. Und der stolze Mädchenmund küßt die liebten, alten Hände in heißer Innigkeit und legt den blonden Kopf an die Brust der weihhaarigen Frau. „Wie das wohl tut, das Geborgen-sein.“

Dann schlingt sie die Arme um den Hals und flüstert leise: „Nun segne mich, Mutter!“

Sicher und schmerzlos wirkt das echte **Kudauer'sche Säuer-aug-mittel**. Fl. 60 Pf. Nur echt mit der Firma: **Kronen-Appa-
thete**. Berlin Depot in den weißen Roeth. u. Drogerien 1326/38

Zum bevorstehenden

Andreasmarkt

empfehle mein reichhaltiges Lager in **Confetti Luftschlangen, Fächer, Boas, Schirmchen etc.** **Neuheit.** **Knallerbjen-Granaten.** **Neuheit.**

Wiederverkäufer erhalten bei rechtzeitiger Bestellung bedeutende Preisermäßigung.

Wilh. Hamman, Wiesbaden, Bärenstraße 2.

Ausser meinen anerkannt sehr fein, wohl- und kräftig schmeckenden

Kaffee-Specialsorten

No. 13 Visiten-Kaffee per Pfd. Mk. 1.80,
No. 12 Haushalt-Kaffee I „ „ 1.70,
No. 9 Haushalt-Kaffee II „ „ 1.60,

empfehle

meinen vorzüglichen

Familien-Kaffee

per Pfund Mk. 1.25

und lade Kenner und Gönner zum Ein-kaufe höflichst ein. 9309

A. H. Linnenkohl,

Erste und älteste Kaffeerösterei am Platze,
15 Ellenbogengasse 15.

Gegen **Monatsraten von 2 Mk.** an liefern wir



Musikwerke
selbstspielende
sowie
Drachinstrumente
mit auswechsel-
baren
Metallnoten
von 15 Mk. aufwärts.



Accordeons
in sehr reicher
Auswahl,
sehr preiswerte
Instrumente
in allen
Preislagen.



Phonographen
nur
erklässige,
vorzüglich
funktionieren-
de Apparate von
20 Mk. aufwärts.
Beispiele und
unbespielte
Walzen
in Qualität.



Zithern
aller Arten,
wie Accord,
Harten, Duell,
Konzert,
Gitarre-Zithern
etc.

Bial & Freund in Breslau II.
Illustrierte Kataloge auf Verlangen gratis und frei.

Meine Herren-
Anzüge und Paletots in neuesten Stoffen
u. Façons sind auf Credit billig verkäuflich.

Bequeme
Zahlungsweise.
346

J. Jttmann,
Bärenstr. 4, I.



1 Mark



Bienenhonig
per Pfund ohne Glas, garantiert rein.
Bestellung per Karte wird sofort erledigt. Die Beschäftigung meines
Standes, über 90 Bienen, und Probieren meiner vorzüglichen Erzeugnisse gerne
geleistet. **Carl Praetorius,** 7859
nur Wilmshausstraße 46.



Nr. 274

(2. Beilage.)

Dienstag, den 24. November.

1903

Liebes-Rebellen.

Roman von Roy-Tellet.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Oh, bis dahin ist noch eine lange Zeit“, sagte Dr. Bipan ruhig. „Vorläufig können Sie noch eine Weile hier bleiben. Ich möchte gern noch mit Ihnen reden. Da, bitte, setzen Sie sich wieder und trinken Sie noch ein Glas Wein.“

Er nahm selbst wieder Platz und nach einem Augenblick des Zögerns folgte Carolath seinem Beispiel. Im Zimmer war hell und behaglich, der Wein that ihm wohl, und mit leisem Schauer dachte der junge Mann jetzt des trüben Wassers im Hampstead-See.

IV.

Einige Minuten lang blieb es still im Zimmer. Carolath hatte sich noch ein Glas Wein eingeschenkt und trank es mechanisch, den Blick starr vor sich hingewandt. Dr. Bipan betrachtete ihn prüfend, wie um seine innerste Gemüthsverfassung zu ergründen. „Der erste Verzweiflungsanfall ist nun wohl vorüber“, sagte er bei sich, „seine Jugend hat jetzt das Wort. Der Selbstmord hat nichts Verlockendes mehr für ihn, er möchte gern leben, wenn er nur wüßte, wie er das anfangen soll. Nun, ich kann ihm dabei ja behilflich sein, und als Gegenbienst nehme ich seine Dankbarkeit in Anspruch. Alles steht günstig für meinen Plan.“

„Sie sind gar zu ungestüm“, sagte der Doktor dann laut. „Die Natur pflegt nichts ohne Vorbedacht zu thun; gerade solche Menschen wie Sie erwählt sie oft zu ihrem Werkzeug.“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht“, entgegnete Carolath ein wenig verwundert.

„Nun, ich will es Ihnen gleich deutlicher machen: Sie haben schwer gelitten, Ihr Leben hat einen Riß bekommen; Sie sind jetzt nicht mehr wie andere junge Leute in Ihren Jahren.“

„Nein, wahrhaftig nicht“, sagte Carolath bitter. „Und ich habe doch so viel vom Leben erwartet.“

„Dahin sollten Sie Ihre Vergangenheit nicht als ein unglückliches Schicksal betrachten, sondern als nothwendige Stufe zu einem hohen Ziel.“

Der junge Mann schaute dem Alten mit seinen verträumten Augen erstaunt ins Gesicht.

„Sie sprechen wirklich noch immer in Räthseln“, meinte er. „Aber Sie haben meine Neugier wach gerufen. Bitte, erklären Sie sich doch ein wenig deutlicher!“

Dr. Bipans Augen waren fest auf Carolaths Augen gerichtet, während er mit ruhiger, kalter Stimme, aus der nur ein sehr geübtes Ohr etwas wie bange Angst herausgehört hätte, seine Auseinandersetzung begann:

„Menschen wie Sie und ich besitzen Einsicht genug, um zwischen einem fatalen Verhängniß und dem, was die Leute gemeinhin mit dem Worte „Verbrechen“ bezeichnen, die rechte Grenze zu finden. In den Augen der Welt stehen Sie nun einmal mit Schuld und Verbrechen beladen da. Sie haben Ihre Freunde betrogen, indem Sie Geld von ihnen borgten, während Sie doch wußten, daß Sie es nicht zurückzahlen konnten. Sie haben einen Diebstahl begangen und Blutschuld auf sich geladen.“

Er hielt inne. Bei jedem Punkt der fürchterlichen Anklage war Carolaths Antlitz um einen Schatten bleicher geworden. Seine Hand bebte, während sie nach dem Weinglas griff. Es ist

ein gar gewaltiger Unterschied, ob man sich schuldig weiß und sogar seine Schuld bekennt, oder ob man sich verurtheilt hört durch eine Stimme, welche die menschliche Gesellschaft vertritt, in der man ein Ausgestoßener ist.

Dr. Bipan fuhr jetzt unbeirrt fort:

„Ich wiederhole: Die Natur thut nichts ohne Absicht, und ebenso macht es das Schicksal. Wie wären Sie gerade an den Hampstead-See gekommen, als Sie Ihrem Leben ein Ende machen wollten — gerade an den Ort, an welchem Sie die Bekanntschaft des einzigen Mannes machen sollten, der Sie nicht verurtheilt und Sie begreift?“

„Aber aus welchem Grunde verurtheilen Sie mich nicht?“ fragte Carolath, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten seines Wirthes folgte.

„Weil ich ein Mann der Wissenschaft bin und die menschliche Natur zu erforschen trachte. Was Sie gethan haben, geschah unter dem Einfluß einer Leidenschaft, die Sie jeder vernünftigen Ueberlegung beraubt. Sie sind nicht mehr verantwortlich als ein Felsblock, der, einmal losgelöst vom Bergabhang verderbenbringend, unaufhaltsam in die Tiefe rollen muß. Aber ich gehe weiter. Ein Schwächling schaut zurück auf seine Vergangenheit — auf das, was die Welt Mißgeschick und Verbrechen nennt — und geht unter in Verzweiflung. Der geschickte Mensch aber erkennt all das mit klarem Bewußtsein und sagt sich: Was geschehen, kann vielleicht noch zum guten Ende geführt werden; wie fange ich das nur an?“

„Das ist eine sonderbare Philosophie“, meinte Carolath nachdenklich, „die aber zweierlei voraussetzt.“

„Und das wäre?“ fragte Dr. Bipan.

„Den Mangel an einem Gewissen und die Abschaffung der Polizei.“

„Nun“, sagte der Doktor, „das Gewissen haben Sie in Ihrer Macht; Sie können sich davon frei machen, wenn Sie nur wollen. Und was die Polizei anbelangt, so will ich Sie gern schützen. Bei mir hier sind Sie ganz sicher. Es wird niemandem einfallen, in meinem Hause nach Ihnen zu suchen. Sie müßten freilich Ihren Namen ändern, und dann müßte ich einen plausiblen Grund finden, um Ihren Aufenthalt hier zu erklären.“

„Es ist wirklich sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir auf diese Weise beistehen wollen“, bemerkte Carolath zögernd, „aber weshalb wollen Sie das alles thun?“

„Das sollen Sie gleich hören: Ich war bis jetzt ganz offen zu Ihnen, und ich will es auch weiter bleiben. So wenig glaubhaft es Ihnen scheinen mag, sind Sie doch im Stande, mir einen großen Dienst zu leisten.“

„Ich wüßte wirklich nicht, wie ich das vermöchte. Wir sind einander ja noch ganz fremd.“

„Nun, eigentlich doch wohl nicht mehr so ganz. Ich sollte meinen, wir wüßten schon ziemlich viel von einander. Sie müßten schon wissen, ob Sie es fertig brächten, hier bei mir eine Zeitlang behaglich zu leben, und ich meinerseits bin überzeugt davon, daß Sie mir den Dienst, von dem ich Ihnen sprach, leisten könnten, wenn Sie nur wollten.“

„Was für ein Dienst ist das denn?“

„Die Zumuthung wird Ihnen sonderbar erscheinen, aber nur, weil sie Ihnen überraschend kommt. Ich bin unverheirathet und wohne hier mit meiner Schwester und unserer Nichte zusammen. Ich habe meine bestimmten Gründe, um eine baldige Verheirathung dieser Nichte zu wünschen.“

„Nun, weiter?“ fragte Carolath, als der Doktor eine kleine Pause machte.

„Mir kam nun der Gedanke, daß Sie, wenn ich Ihnen hier im meinem Hause Schutz und Obdach biete, darein willigen könnten, meine Nichte zu heirathen.“

„Zu heirathen!“ wiederholte Carolath zurückprallend. Er hatte jetzt einen Haß auf die Weiber. Eine Frau hatte ihn zu

„Ich dachte, Sie sollten begreifen“, begann Carolath endlich, „daß einem Weibe Liebeserklärungen zu machen das letzte wäre, wozu ich jetzt Neigung verspüre.“

„Oh, das verstehe ich sehr wohl“, entgegnete der Doktor. „Natürlich müssen Sie, nach dem, was vorgefallen, die Weiber hassen; das ist ja ganz erklärlich. Nun, ich gebe Ihnen Gelegenheit, sich zu rächen. Ich verlange nicht, daß Sie sich in meine Nichte verlieben. Sie sollen nur so thun, als liebten Sie das Mädchen, damit sie in eine Heirath mit Ihnen willigt. Sie hätten einen Zeitvertreib, und mir wärs von höchster Wichtigkeit. Ich biete Ihnen dafür Rettung, Sicherheit und Behagen. Geben Sie darauf ein?“

„Ich möchte gern erst noch mehr darüber hören“, sagte Carolath. Mir erscheint alles so geheimnißvoll. Ich glaube zu träumen.“

Er wies also das Ansinnen nicht schroff zurück. Wenn er vor kurzem noch den Tod als einzigen für ihn möglichen Ausweg betrachtet hatte, so stieg jetzt etwas wie neue Hoffnung in ihm auf, da sich ihm die Möglichkeit bot, sein Leben zu erhalten. Deshalb auch sollte er des Doktors Ansinnen zurückweisen, vorausgesetzt natürlich, daß es wirklich ernst gemeint, und nicht die Illusionen eines Wahnsinnigen war! Wie behaglich sah es hier im Zimmer aus! Er dachte an den See, und ein Schauer durchrieselte seinen Körper. Schließlich — das Leben war doch nicht ohne Reiz. Und er mit seinen zweiundzwanzig Jahren! — Der See blieb ihm ja immer noch, wenn er durchaus nicht leben konnte! Jetzt, da er hier eine Zuflucht gefunden hatte, brauchte er nichts zu übereilen. Er wollte Dr. Wipans Anerbieten reiflich überlegen; nur die näheren Einzelheiten hätte er gern erfahren, ehe er seine Einwilligung gab.

Während er seinen Gedanken nachhing, hatten des Doktors durchdringende Augen forschend auf ihm geruht. Die Prüfung war befriedigend ausgefallen. Es hielt nicht schwer, in Carolaths Zügen zu lesen. Wenn er auch, wie er selbst zugestand, ein Verbrechen begangen hatte, so zeigte sein Vellisch zwar einen leidenschaftlichen, aber doch einen guten, reinen Ausdruck, wie das eines Knaben. „Es ist alles in schönster Ordnung“, sagte der Doktor zu sich, „er weist meinen Vorschlag nicht ab, er denkt vielmehr darüber nach und sucht sich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Das genügt mir fürs erste vollkommen; die Zeit wird das übrige thun, denn seine Jugend ist mein bester Fürsprecher. Wenn er auch heute Nacht noch entschlossen war, sich das Leben zu nehmen, so würde ihm die Ausführung seines Entschlusses doch von Tag zu Tag schwerer fallen. Und wenn er erst wieder Freude am Leben findet, ist er ganz in meiner Macht. Bin ich doch Mitwisser seines gefährlichen Geheimnisses.“

Das Gesicht des Alten blieb ruhig, aber innerlich triumphirte er; die Beute war ihm sicher.

„Ich finde es ganz natürlich“, sagte er dann freundlich, „daß Sie eine Aufklärung wünschen. Ich könnte sie Ihnen auch geben, aber sie würde Ihre Entscheidung in keiner Weise beeinflussen. Lassen Sie doch meinen Vorschlag für sich selbst sprechen. Sie befinden sich in einer petulichen, schwierigen Lage; ich biete Ihnen die Mittel, sich daraus zu befreien, und verlange dafür nur, daß Sie die Neigung meiner Nichte zu gewinnen suchen. Und das dürfte Ihnen nicht schwer fallen. Sie sind ein Gentleman, dazu jung und hübsch. Wenn Sie das Mädchen binnen drei Monaten heirathen, gebe ich Ihnen tausend Pfund.“

„Tausend Pfund! Und Carolath besaß kaum einige Schillinge! Das Anerbieten war wirklich verlockend.“

„Aber müßte ich dann mit ihr zusammen leben, wenn wir verheirathet sind?“ fragte Carolath.

„Das können Sie halten, wie Sie wollen. Wenn Sie bei Ihrer Frau bleiben, so würde ich Ihnen eine Rente aussetzen. Wollten Sie aber Ihre Frau verlassen, dann können Sie unter fremden Namen irgendwo in der Welt ein neues Leben beginnen. Man wird bis dahin Ihre Angelegenheit vergessen haben, und Sie können ungehindert ins Ausland gelangen. Das einzi-

ge, was ich Ihnen zur Bedingung mache, ist, daß binnen drei Monaten das Mädchen Ihre Frau ist.“

Aber wie dürfte ich sie unter meinem eigenen Namen heirathen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, entdeckt zu werden?“

„Sie können einen anderen Namen wählen. Die Ehe bleibt doch rechtsgiltig, wenn Sie sie auch unter einem falschen Namen schließen. Freilich würden Sie sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig machen; aber im Vergleich zu dem, was Sie schon begangen, spielt das hier nur eine kleine Rolle.“

Carolath verhielt sich eine Zeitlang schweigsam. Er erwog den wunderlichen Vorschlag und zermarterte sein Hirn mit der Frage, welchen Zweck der Alte mit der Heirath wohl verfolgen möge.

„Ich muß gestehen“, begann er endlich, „daß ich am liebsten mit Weibern nichts mehr zu thun hätte. Ich hasse sie nicht nur, sondern ich verabscheue sie geradezu. Nur mit Widerwillen kann ich ihrer gedenken. Durch eine Frau habe ich die Achtung vor mir selbst verloren.“

„Nun, wenn eine Frau Sie genarrt hat, so können Sie Ihrerseits jetzt eine Frau zum Besten haben“, meinte Dr. Wipan. Carolath schwieg; des Doktors Rath war ihm zuwider, wenn gleich er durchaus kein Mitleid mit seinem zukünftigen Opfer empfand. Aber der Gedanke an eine Frau war ihm wirklich unangenehm, und deshalb zögerte er noch, auf des Doktors Vorschlag einzugehen. Und doch konnte er ihn nicht zurückweisen, wenn er am Leben bleiben wollte! Und er verspürte schon jetzt den lebhaften Wunsch, auf dieser Welt noch länger zu weilen. „Besser der See, als der Galgen“ hatte er vorher gesagt. Aber wenn er den Galgen nicht mehr zu fürchten hatte, so hatte er ja doch auch mit dem See nichts mehr zu thun! Und beide konnte er leicht entgehen, wenn er nur dem Wunsch seines Wirthes entsprach.

Dr. Wipan hatte ihn unausgeseht beobachtet.

„Nun“, fragte er endlich, „was meinen Sie? Willigen Sie ein? Gilt unser Vertrag?“

„Ja“, entgegnete Carolath kalt. Der Vorschlag war nicht nach seinem Sinn, aber als einzigen Ausweg nahm er ihn an.

„Das wäre also abgemacht“, sagte der Doktor. „Aber nun wollen wir auch zu Bette gehen. Es ist schon spät. Morgen früh will ich Sie mit meiner Schwester, welche wir die Wirthschaft führt, und mit dem jungen Mädchen bekannt machen. Sie müssen sich natürlich anders nennen, nur Ihre Initialen sollten Sie beibehalten, da Ihre Wäsche wahrscheinlich so gezeichnet ist. Wie sänden Sie z. B. Charles Edwards? — Und — warten Sie — auch für Ihre Anwesenheit hier im Hause müssen wir eine Erklärung bereit halten. Sie könnten vielleicht ein nervöser Patient sein, der mir zur Beobachtung übergeben ist. Aber nein — das würde meine Nichte gegen Sie einnehmen! Das Beste ist, wir sagen, Sie befanden sich auf dem Wege zu mir, als Ihnen ein Unfall auftrieb, durch den Sie sich den Fuß ernstlich verletzten. Sie wollten nun hier bleiben, bis der Fuß wieder geheilt sein würde. Wir können erzählen, Sie wären vom Zweirade gestürzt, und dann hätte man Ihnen den Mantelsack geraubt. Ihr Unfall wird erstens die Theilnahme des jungen Mädchens wecken und dann auch Ihr Zuhausebleiben erklären. Denn auf längere Zeit hinaus wird es wohl das Sicherste für Sie sein, wenn Sie das Haus nicht verlassen.“

„Aber ich fürchte“, sagte Carolath, jetzt zum ersten Male wieder lächelnd, „daß ich mich sehr bald veressen werde. Ich bin ein gar schlechter Komödiant, und mein Leiden dürfte mit verdächtiger Schnelle geheilt sein.“

„Ganz recht, aber das will ich schon verhindern. Hier, nehmen Sie das Stück Schnur. Wenn Sie morgen früh aufstehen, befestigen Sie das eine Ende der Schnur über dem Knie, und das andere unten am Fußgelenk. Dann ziehen Sie die Schnur so fest an, daß Sie nur hinkend zu gehen vermögen. Sie werden einen ganz unbedeutenden Schmerz verspüren, natürlich nur, wenn Sie das Bein bewegen. Ihr Anzug wird unsere kleine List verbergen. Und nun wollen wir zur Ruhe gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der blaue Mantel.

Novellette von Benno Reichmann.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte deren viele aufzuweisen, mehr als irgend einen im ganzen Regiment. Und auch sein Avancement zum Oberleutnant hatte den losen und lustigen Streichen, die Hans v. Studrad auszuführen liebte, keinen Eintrag getan. Nach wie vor gingen die unausbezahltesten Gerüchte in der Stadt

um, und wie weiland der Athener Alcibiades, des weisen Sokrates Schüler, gab Hans v. Studrad der Stadt immer neuen Stoff zum Klatschen.

Ehrbare Familienväter schüttelten die Köpfe über den leichtsinnigen Schwerenöter, besorgte Mütter hielten schützend die Flügel ausgebreitet über ihre Küchlein, wenn das Schrecknis in der Nähe war, und diese Küchlein, sie senkten scheu die Augen zur Erde, wenn sie dem schmucken Oberleutnant begegneten und wagten's nur schier verstohlen, einen Blick auf den fecten, blonden Schnurrbart, der Seiner Majestät hübschesten Offizier schmückte, zu werfen. Nur eine tat das nicht. Die eine, die tief im Herzen drinnen eine stille, heiße Liebe zu ihm trug, die aber nicht einmal wagte, sich selbst diese Liebe zu gestehen, die sich immer aufs neue klar zu machen suchte, daß lediglich Verachtung für den leichtsinnigen Menschen in ihrer Brust wohnte, die eine suchte niemals seinen Blick, die eine blieb äußerlich kalt wie Eis seinen Annäherungen gegenüber, diese eine holte ihn niemals bei der Damenwahl, sie gewährte ihm niemals einen Tanz, wenn sie es irgend vermeiden konnte. Immer war sie gerade zu müde, und wollte er dann anstatt zu tanzen neben ihr sitzen bleiben, so flüchtete sie sich zu Mama.

Und gerade die eine sollte die Seine werden, so hatte Hans v. Studrad beschlossen. Gott, wie er sie liebte! Schon seit zwei Jahren, seit sie aus der Pension gekommen, schlicht und fromm in ihrer ganzen Erscheinung, wie ein junges Klosterfräulein. Das blonde Haar glatt an den Schläfen anliegend, die stillen blauen Augen, die so vorwurfsvoll blicken konnten, in feuchtem, schwärmerischem Glanz leuchtend. So anders als all die anderen war sie, und deshalb gefiel sie ihm gerade. Aus Duzendware machte sich Hans v. Studrad nichts. Und sie, Elfriede, mußte sein Weib werden. So'n kleines Mädel wird er doch noch bezwingen können, der tolle Hans; ihren Widerstand wird er brechen; koste es, was es wolle! Ihr Vater würde natürlich nicht dafür sein, die Mutter ebenjowenig. Aber solche Kleinigkeiten störten Hans v. Studrad nicht. Wenn „sie“ nur ernst wollte!

Die diesjährige Saison jedoch hatte ihn seinem ersehnten Ziel um keinen Schritt näher gebracht. Einmal, ganz im Anfang, da hat es ihm geschienen, als sei ihre Miene nicht mehr ganz so kalt. Er wußte auch, daß er diese freundliche Geberde seiner Wajchfrau verdankte. Der hatte er, als sie ihm von ihren drei scharlachranken Kindern berichtet, zwanzig Mark geschenkt, und die Hochbeglückte hatte dies Ereignis brühhwarm ihrem lieben Fräulein Elfriede, seinem kleinen Klosterfräulein, hinterbracht. Und Elfriede hatte sich darüber so gefreut, aber so!

„Er ist doch ein guter Mensch“, so hatte sie gedacht und beim nächsten Zusammentreffen ihn freundlich angelächelt. Ach aber, als er ermutigt dadurch, sie gerade um die erste Quadrille bitten wollte, wandte sie sich schnöde ab. Bisbet v. Wangenheim hatte ihr in der letzten Tanzpause erzählt, daß er, Studrad, vor ein paar Tagen seinen Burschen fast zu schanden geprügelt habe. Ihr Bruder habe es mit nach Hause gebracht, und „er ist doch ein roher Mensch“, so klang's da in Elfriedens Innern, und sie zog die Fühler, die sie schon tastend ausgestreckt hatte, ihn zu prüfen, ängstlich wieder zurück. Ein Mensch, der seinen Burschen prügelt! Also nicht nur leichtsinnig, sondern auch roh und jähzornig!

Bisbet v. Wangenheim wußte freilich nicht — oder sie wollte es vielleicht nicht wissen, weil der tolle Studrad nie mit ihr tanzte —, daß er seinen Burschen dabei betroffen hatte, wie er Lord, seines Herrn Lieblingshund, bestialisch mißhandelte. Und nichts konnte Hans mehr empören, als Tierquälerei. Es war eben ein wahres Pech. Gab's einmal etwas Gutes von Hans v. Studrad zu melden, gleich kam der hinkende Bote in Gestalt eines seiner tollen Streiche hinterher und verdarb seinen Reumund aufs Neue. Das ließ den Oberleutnant nun freilich im allgemeinen böllig kalt. Möchte die Welt von ihm denken, was sie wollte; nur vor ihr, vor seinem kleinen Klosterfräulein, hätte er so gern als Heiliger dagestanden, damit sie Vertrauen gewonnen hätte zu ihm, damit — ach, lieber Gott, — er kann nun 'mal ohne das Mädel nicht leben! Alle Die, die trotz der niedergeschlagenen Augen ihm am Ende gern und freudig erhört hätten, lockten ihn nicht, und die eine Einzige, die fürchtet sich vor ihm, die verachtet ihn! Ja gewiß — sie zeigte es ihm ganz deutlich.

Wenn er nur einmal mit ihr unter vier Augen hätte sprechen können, ihr sagen, daß er besser als sein Ruf,

ihm erzählt, wie er aufgewachsen als Waise, ohne väterliche Strenge, ohne mütterliche Liebe, zu früher Selbstständigkeit gelangt, im Besitz reicher Mittel, haltlos allen Versuchungen preisgegeben war. Wie er allerdings toll darauf losgelebt hatte, toll, aber niemals schlecht, auf Ehre, schlecht nicht! Wie in seinem Inneren so manche gute Gefühle schlummerten, die alle zutage treten würden, wenn sie, wenn sie — ach, könnt' er ihr das alles einmal sagen, Aug' in Auge, in ungestörtem Zusammensein. Aber es scheint unmöglich! Es ist zum Verzweifeln. All seine Dummheiten, seine losen, übermütigen Streiche haben ihm doch noch niemals ernstern Schaden gebracht. Selbst seine Vorgesetzten konnten ihm niemals lange zürnen. Er ist ein schneidiger Offizier, gut begabt, er liefert stets die besten Winterarbeiten, er zeichnet sich häufig beim Kriegsspiel aus, und er hat das Examen zur Kriegsakademie mit Ehren bestanden. Also trotz all seiner Streiche, die er gar nicht leugnen kann und will, ist er ein Offizier, auf den das Regiment Ursache hat, stolz zu sein.

Was die ehrbaren Väter und Mütter der Stadt von ihm halten, zum Ausdruck, das kümmert ihn nicht, wie gesagt. Nur daß sie — sie! ihn verachtet, ihn verkennt, daß schmerzt, und deshalb bereut er jetzt oft bitter und schmerzlich, daß er nicht solid und kopfhängerisch dahingelebt hat, wie — na ja — wie der Assessor Winter, dieser Heimitücker, dieser Jugendspiegel, der nie einen Schritt vom Wege tut, von dem man behauptet, daß er stets auf der Jagd nach einer reichen Frau ist, der es wagt, seine Augen, diese Fuchsaugen, auf sie, auf Elfriede, zu werfen!

Sie ist reich, Hans weiß es, aber es ist ihm Nebenache. Eine ganz arme Frau könnte er natürlich nicht heiraten, aber das Kommißvermögen besitzt er selbst, so viel hat er sich gerettet von seinem reichen väterlichen Erbe. Er ist also nicht auf ihr Geld angewiesen, wie der Schleicher, der Winter, der augenblicklich bei Elfriedes Eltern persona grata zu sein scheint. Ob auch bei ihr? Ja, man kann's nicht wissen. Elfriede ist sicher keine Menschenkennerin, und Winter kann gar so scheinheilig tun! Aber ohne Kampf soll er sie nicht besitzen. Wozu wäre man der tolle Studrad, wenn man nicht etwas ausdenken könnte, etwas noch nie Dagewesenes! „Es handelt sich um mein Lebensglück, und die Gelegenheit muß sich finden.“ So beschließt Hans, und dann findet sich wirklich die Gelegenheit.

Es ist eine Schlittenpartie angelegt. Das ganze Offizierscorps mit seinen Damen wird sich beteiligen, und die Kommandeuse hat das Arrangement übernommen. Hans v. Studrad ist ihr dabei behilflich. Sämtliche zur Gesellschaft gehörige Zivilfamilien werden aufgefodert, und es wird also eine großartige Geschichte werden. Alles freut sich der Aussicht auf ein vergnügtes Fest. Die Regimentsmusik wird mit klingendem Spiel in einem Omnibuschlitten voraus fahren. Sämtliche zwei- und vierstellige Reittschlitten der Stadt und Umgegend müssen der Gesellschaft zu Diensten sein.

Assessor Winter, der natürlich die Gelegenheit benutzen möchte, Elfriede zu kapern — Schlittenpartien sind ja so besonders geeignet zum Verloben — hat den eleganten zierlichen Schlitten seines Onkels, des Amtsrats Winter auf Rothausen, geliehen. Der Kerl hat eben immer Glück. So fort, als das erste Wort von der Partie verlautete, hat er Elfriede engagiert. Hans v. Studrad ist um ein paar Stunden zu spät gekommen. Na, zugesagt hätte sie ihm ja doch nicht, also ist's im Grund einerlei. Er hat ihr nur wieder in Erinnerung bringen wollen, daß er sein Ziel trotz allem nicht aus den Augen lassen wird. Und wenn die Kleine ihn nicht liebt, so sollte sie ihn fürchten. Bis jetzt hat sie keinen Grund gehabt, aber nun, nun — o, sie wird schon sehen, was es heißt, den tollen Studrad zu reizen! Sein Plan ist fix und fertig.

Ein Glück, daß er dem kleinen Fährnrich v. Berdern kürzlich aus einer schlimmen Patsche geholfen, in die er durch seine Dummheit geraten war. Wäre die Geschichte vor den Oberst gekommen, so wäre Berdern unfehlbar geflogen! „Ach, und das hätte meiner guten Mama sicher des Lebens gekostet“, so hatte der kleine Fährnrich tränenden Auges seinem Retter versichert und ihm ewige Dankbarkeit geschworen. Nun sollte er sie beweisen. Studrad verlangte freilich viel von ihm, aber abschlagen — nimmermehr! Besonders nicht, da es gilt, dem Assessor Winter, der, nach Art unedler Naturen, häufig über den wehrlosen Fährnrich seinen schlechten Wit machte, einen Streich zu spielen. Hans v. Studrads Plan ist in großen Umrissen ent-

worfen. Wie sich die Einzelheiten der Ausführung gestalten werden, das mußte sich finden. Wozu hat man ausgesprochenes strategisches Talent? Wozu ist man geübt in tollen, lustigen Streichen? Es bangt ihm nicht um das Gelingen seines Planes.

Und es klappt alles. Die Schlittenbahn ist an dem zur Partie bestimmten Tage prachtvoll, das Wetter geradezu ausgefucht, hell und sonnig, nicht zu kalt, windstill, bei steigendem Barometer kein Tauwetter zu befürchten; kurz, es könnte nicht besser sein. Selbst der alte Gerichtsrat Moß, der immer zu sagen pflegte: „Wenn ich frieren will, nehm' ich mir einen Stuhl und setz' mich in meinen Garten, da brauch' ich nicht erst Schlitten zu fahren,“ selbst dieser Gegner des winterlichen Vergnügens muß zugeben, daß heute das Schlittensahren wenigstens kein „völliger Unfinn“ sei.

Die Gesellschaft ist in gehobener Stimmung, Lachen und Scherzen ertönt, als die einzelnen Gefährte, elegante und unscheinbare, am Versammlungsort angeklingelt kommen. Elfriede sieht entzückt aus in dem hellblauen, mit weißem Pelz besetzten Abendmantel, den Hans so gut kennt, in der dazu passenden Mütze und dem weißen Schleier vor dem rosigen Antlitz. Der verliebte Leutnant beißt sich fast die Lippen blutig, als er sein süßes, kleines Klosterfräulein an der Seite des verhassten Nebenbuhlers im Schlitten erblickt. Aber, wart' nur, so droht er innerlich — noch ist nicht aller Tage Abend! Stuckrad hat gar keine Dame aufgefördert, sondern dem kleinen Werbern, der natürlich „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl“ es gar nicht gewagt hatte, sich eins der jungen Mädchen zu sichern, einen Platz in seinem Schlitten angeboten.

Alles verläuft dem Programm gemäß. Die Musik fährt zuerst mit einem flotten Marsch ab, dann folgt die Jugend, immer in jedem Schlitten ein Pärchen, dem die Freude am Dasein aus den Augen strahlt. Nur Assessor Winter behält auch jetzt seine „knifflische“ Miene bei. Der Herr kann eben gar kein fröhliches Gesicht machen, aber die kleine Elfriede nimmt das natürlich als Zeichen eines gediegenen Charakters, so konstatiert Hans v. Stuckrad, der, als der Kommandeure rechte Hand, alles ordnet und erst die Schlitten an sich vorbeiläuft, die mit der Jugend, und die viersitzigen, die mit Vätern und Müttern vollgepackt sind, ehe er mit seinem kleinen Fährlich den Beschluß machte. Nach herrlicher Fahrt ist das Ziel, ein mitten im Wald gelegenes Etablissement, das auch im Winter häufig aufgesucht wird, erreicht und die sauber gedeckten Kaffeetische, auf denen Berge goldbrauner Waffeln prangen, versammeln die fröhliche Gesellschaft um sich.

(Schluß folgt.)



AUS DEM REICHE
DES
WISSENS

Die Seidenkultur in China.

Mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt hängt der Chinese an seinen Seidenraupen und trifft die umfassendsten Vorkehrungen, um deren Wachstum nicht zu hindern oder zu stören. Unter den Vorsichtsmaßnahmen bei der Erziehung der Seidenraupen findet sich z. B. folgende Stelle: „In dem Zimmer, in welchem die Seidenraupen gefüttert werden, darf nichts vorhanden sein, was übel riechende Ausdünstungen verbreitet. Die Seidenraupe ist ein himmlisches Insekt, in dessen Natur die Liebe zur Reinlichkeit liegt, und kaum weht sie ein übler Geruch an, so wird der gesunde, grünlich-weiße Wurm augenblicklich gelb, hört auf zu fressen und ist am zweiten oder dritten Tage tot. — In dem Hause, in welchem Seidenraupen aufgezogen werden, muß man dieselbe Vorsicht beobachten, als befände sich ein pockenkrankes Kind in demselben. An der Pforte ist irgend ein Zeichen oder eine Inschrift anzubringen, damit keine fremden Personen eintreten; denn kommt ein fremder Mensch in das Zimmer, oder wird an der Tür ein Geschrei vernommen, so geraten die Raupen augenblicklich in sichtbare Unruhe, hören auf zu fressen und fangen an zu kriechen.“ Aus diesem Grunde werden im Süden Chinas mit dem 10. April, der Zeit der Einspinnung der besten Raupenart in jener Gegend, alle Rechtshandel abgebrochen und selbst solchen Personen, welche Dienst suchen, wird nach dieser Zeit der Aufenthalt in den Dörfern nicht gestattet, aus Besorgnis, es möchte der Seidenkultur daraus Nachteil erwachsen. Man berechnet, daß eine Raupenmenge, welche gleich nach dem Aus-

kriechen 1 Tschin (etwa 6 Gramm) wiegt, während ihrer ganzen Lebensdauer 180 Gin (zirka 100 Kilogramm) Blätter verzehrt. Ebenso wird angegeben, daß eine Raupenmenge, welche nach der zweiten Häutung 500 Gramm wiegt, in der Folge 4 bis 5 Kilogramm Cocons liefert. Vollwichtige, gereinigte Cocons geben ein Achtel ihres Gewichtes an Seide. Wer so viel Raupen erzieht, daß sie in ihrer dritten Lebensperiode 10 Tschin (60 Gramm) wiegen, der kann später 10 Gin (etwa 7 Kilogramm) Seide gewinnen, d. h. eine Quantität, die für den Unterhalt einer aus mindestens 10 Individuen bestehenden Familie in China vollkommen ausreicht.

Allerlei Wissenswertes.

Der Weizenverbrauch auf der ganzen Erde beläuft sich auf ca. 2 000 000 000 Scheffel (1 Scheffel gleich 50 Liter), von welchen wenigstens 1 500 000 000 in den Ländern verzehrt werden, welche sie produzieren und ca. 500 000 000 nach Ländern gehen, deren Weizenverbrauch den Konsum der Bevölkerung nicht zu decken vermag. Die Spekulation könnte lediglich mit diesen 500 000 000 Scheffeln, welche in den allgemeinen Handel übergehen, rechnen, doch die Getreidehändler auf der ganzen Erde verkaufen diese 500 000 000 Scheffel wenigstens 40- bis 50mal. In Newyork vollzieht sich zuweilen während eines Tages ein Verkauf und Wiederverkauf von 30 000 000 Scheffel Weizen.

Der Appetit eines Vogels ist außerordentlich. Eine Drossel verzehrt auf einmal die größte Schnecke, die man bei uns finden kann. Ein Mann würde in demselben Verhältnis eine ganze Rindskeule zum Mittagessen essen. Auch das Rotkehlchen ist sehr gefräßig. Man hat ausgerechnet, daß, um ein Rotkehlchen bei normalem Gewicht zu erhalten, eine Menge tierischer Kost täglich nötig ist, die einem 4 Meter langen Regenwurm gleichkommt. Nimmt man einen Menschen von gewöhnlichem Gewicht, und vergleicht man seine Masse mit der des Rotkehlchens, so läßt sich berechnen, wieviel Nahrung er in 24 Stunden verbrauchen würde, wenn er in demselben Verhältnis wie der Vogel läge. Gesezt eine Wurst, 22 Zentimeter an Umfang, stelle den Regenwurm dar, so würde der Mensch 8 Meter von solcher Wurst alle 24 Stunden verzehren. Aus diesen Beispielen kann man sich einen Begriff machen von der Tätigkeit, die von insektenfressenden Vögeln entwickelt wird.

Kamelzucht in Italien. Es dürfte wenig bekannt sein, daß die Heimat sehr vieler in Europa zur Schau herangeführten Kamelme nicht Afrika oder Asien, sondern Italien ist. In der Nähe von Pisa befindet sich nämlich die landwirtschaftliche Anstalt San Rossen mit einer noch aus den Zeiten der Kreuzzüge stammenden Kamelzucht, welche die oben erwähnten Tiere liefert.

Schnecken trinken niemals, sondern ziehen das Wasser während des Regens an sich und schwitzen es wieder aus. Man sieht daher Schnecken vor dem Regen Bäume emporkriechen und auf den Blättern sitzen. Die Baumschnecke ist so empfindlich betreffs des Wetters, daß sie schon zwei Tage vor Eintritt des Regens die Bäume aufsucht. Wird der Regen sehr stark und lange anhaltend sein, so sucht die Schnecke ihren Platz auf der Unterseite der Blätter, steht jedoch nur ein leichter Regenschauer zu erwarten, so bleibt sie auf der Oberfläche eines Blattes sitzen.

Der Rivale des Eiffelturms. Der Eiffelturm, der jetzt bald verschwinden wird, gibt Anlaß zu Vergleichen mit seinem Vorgänger im grauen Altertum, nämlich mit dem Turm von Babel. Scherzweise heißt der Pariser Riese „Babel-Eiffel“. Der gelehrte Assyriologe Julius Oppert, welcher die Ruinen des von Nebukadnezar an der Stelle des „Sprachenturmes“ erbauten babylonischen Turmes gesehen hat, berichtet nach babylonischen und griechischen Dokumenten, wie dieser alte Konkurrent des Eiffelturms ursprünglich beschaffen war: Der babylonische Turm stand in Vordippa, einem Stadtteile Babylons, am südwestlichen Ende; der Turm bestand aus acht übereinander liegenden Teilen, welche Herodot als Türme bezeichnet. Die erste Abteilung, welche die Basis des Ganzen bildete, deren Ruinen noch vorhanden sind, wurde von einer mächtigen Plattform gekrönt und war ein Stadium (194 Meter) lang und breit. Das ganze Bauwerk hatte eine Höhe von 200 Meter. Auf der Terrasse erhoben sich sieben Türme, die den Planeten und Göttern geweiht und von verschiedener Farbe waren.